

Predigt über Jeremia 23,5-6

1. Advent

Thomaskirche Leipzig, 27. November 2016

aus Anlass meines 40-jährigen Ordinationsjubiläums

*Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und unserem Herrn Jesus Christus.
Amen.*

Eigentlich gibt es kein geeigneteres Datum für die Ordination eines Pfarrers als den 1. Advent. Denn mit dem 1. Advent beginnt nicht nur das neue Kirchenjahr, dieser leider in Vergessenheit geratene Zyklus des Lebens. Der 1. Advent ist auch ein Signal des Aufbruchs, Neugier für das, was kommen wird. Vor 40 Jahren hatte ich das Gefühl, dass die Türen meines Lebens weit geöffnet sind. Doch leider nur in eine Richtung. Denn Mauer und Stacheldraht machten aus Europa ein Torso, provozierten ständig die Kriegsgefahr und verhinderten freien Austausch und offene Grenzen. Das aber ist auch Thema von Advent und Weihnachten: vor verschlossenen Türen stehen, nicht weiter kommen, krampfhaft Abwehr gegen das Neue, Ungewohnte.

Wie oft ist mir das in Mannheim und Leipzig passiert: Ich klinge an der Haustüre und melde mich an der Gegensprechanlage mit „Pfarrer Wolff“ und ehe ich weiter reden kann, höre ich quäkend durch den Lautsprecher: „Wir haben nichts bestellt“ oder im breitesten Monnerisch: „Mir kaafe nix“. Doch sind wir als Pfarrerinnen und Pfarrer nicht so etwas wie Handlungsreisende in Sachen Religion, Glauben, Vertrauen, Gewissheit, Orientierung, Tradition? Wollen wir nicht das an den Mann und die Frau bringen, wovon wir überzeugt sind: Jeder Mensch ist ein Geschöpf Gottes, mit Recht und Würde gesegnet? Schließlich wurde ich durch die Ordination beauftragt, durch Predigt, Unterricht und die Weitergabe der Sakramente an dem Ort, an dem ich tätig bin, die gute Nachricht von Jesus Christus öffentlich zu verkündigen und dadurch Menschen zu stärken, aufzurichten, ihnen Zukunft zu eröffnen.

Ordination und Advent – beides weckt Erwartungen, beides verheißt Aufbruch, beides erfordert Neugier und Aufmerksamkeit, beides hat die Aussicht auf eine bessere Welt zum Inhalt. Von dieser Aussicht war schon der Glaube im alten Israel erfüllt – in einer über zweieinhalb Tausend Jahre zurückliegenden Zeit. Damals hofften die von Machtkämpfen und sozialen Verwerfungen gebeutelten Menschen - im heutigen Nahen Osten lebend - auf das Kommen des Erlösers, des Messias, durch den alles Leid auf der Welt ein Ende findet. Damals waren es Propheten, die von Gott „ordiniert“, berufen wurden, dieser Hoffnung Nahrung zu geben und sie dem Volk zu vermitteln.

Das verdeutlicht auch der Predigttext für den 1. Advent aus dem Prophetenbuch des Jeremia. Mit diesem werden wir in eine Epoche der Geschichte Israels geführt, in der aller Anlass zu sehnsüchtiger Hoffnung auf Veränderung gegeben war. Das gesellschaftliche Leben Israels war von Aussichtslosigkeit der Armen und von Luxusgeilheit der Reichen geprägt. König Zidkija hatte - wie seine Vorgänger - Juda an den Abgrund geführt. Militärische Abenteuer, unsoziale Politik, Rechtsbeugung und ein ausschweifendes Leben der Führungsschicht waren Kennzeichen einer Regentschaft, die sich nicht mehr an den Geboten Gottes ausrichtete. Dennoch verstanden sich die Herrschenden als religiös, als gottesfürchtig. Dieser Widerspruch zwischen den offen zu Markte getragenen religiös verbrämten ideologischen Überzeugungen politischer Führungspersonlichkeiten und ihrem tatsächlichen Handeln, ist uns sehr vertraut: Vladimir Putin im Kreise ihm schmeichelnder orthodoxer Patriarchen; Donald Trump, der sich auf seinem Anwesen von seinem Vize Mike Pence zum Gottesdienst abschleppen lässt; Recep Tayyip Erdoğan, der sich seine Diktatur im protzigen Präsidentenpalast durch Imame absegnen lässt.

Jeremia kritisierte die Könige mit harschen Worten:

Weh dir!

lässt er dem König Jojakim ausrichten.

Du baust deinen Palast auf Unrecht und stockst ihn auf, ohne dich um Gerechtigkeit zu kümmern. Du lässt die Leute für dich arbeiten und gibst ihnen keinen Lohn. ... Du setzt Fenster ein, täfelst das Haus mit Zedernholz, malst es rot an. Meinst du, du musst dich dadurch als König erweisen, dass du Prachtbauten aus Zedernholz errichdest wie andere Könige?

Jeremia 22,13ff

Hätten wir nicht auch allen Anlass, so mit der Führungselite der westlichen Gesellschaften ins Gericht zu gehen? Ist es nicht grotesk, dass Donald Trump sich nun aus seinem mit überbordendem Luxus ausgestatteten Golden Tower in New York, gegenüber dem das Weiße Haus wie eine armselige Hütte erscheint, auf die Präsidentschaft vorbereitet? War und ist es nicht die arrogante Loslösung von jeglichen Anstandsregeln einer bestimmten Finanzkaste, die so viele Bürgerinnen und Bürger nicht nur empört, sondern die ihnen spätestens mit der Finanzkrise herbe materielle Verluste eingebrockt hat? Geht das noch zusammen: die sich unabhängig von Leistung und Erfolg ins Unermessliche aufstockenden Vorstandsgehälter und Boni-Zahlungen auf der einen und hart erkämpfter Mindestlohn auf der anderen Seite?

Wir könnten einen Spot nach dem anderen auf die Brennpunkte der Ungerechtigkeit in unserem Land, in Europa, weltweit richten. Wir könnten einen CEO nach dem anderen an den Pranger stellen – so wie es Jeremia getan hat. Aber reicht schonungslose Kritik an gesellschaftlichen Zuständen aus, um bei den Menschen Veränderungen zu erzeugen? Was sehen wir nicht Tag für Tag an himmelschreiendem Unrecht und was hören wir nicht an scharfsinnigen Analysen und Warnungen - doch bewirkt es etwas? Ohne den Entwurf einer

lebens- und erstrebenswerten Zukunft kommen wir nicht weiter – gerade jetzt, da Rattenfänger aller Art unterwegs sind, um sich mit der Methode billiger Verteufelung und Heilsversprechen die verunsicherten Massen gefügig zu machen, sich ihrer Ängste zu bedienen, um danach Recht und Demokratie auszuhebeln.

Auch Jeremia spürte, dass Schreckensszenarien allein die Menschen nicht zur Umkehr veranlassen. Also sieht er sich veranlasst, neben der radikalen Kritik an den aktuellen Zuständen auch etwas zur Zukunft zu sagen. Diese Gedanken aus dem 23. Kapitel sind der Predigttext für den 1. Advent:

„Der Tag wird kommen“, sagt der Herr, „an dem ich aus der Nachkommenschaft Davids einen Mann berufe, der dem Namen Davids wieder Ehre macht. Er wird als König verständig und gerecht regieren, weil er sich an die Weisungen Gottes hält. Dann wird das Volk von Juda vor Feinden sicher sein, und auch das Volk von Israel wird in Frieden leben. Dieser König wird den Namen tragen: ‘Der Herr ist unsere Gerechtigkeit!’“

Jeremia 23,5-6

Dass wir im Leben dunklen Tagen und schwerer Zeit ausgesetzt sein werden, das ist weder zu bestreiten noch zu verhindern. Es werden Ungerechtigkeiten, Verbrechen geschehen. Es wird auch morgen gelitten und gestorben. Es wird Macht missbraucht und Leben geschändet. Aber das Unabänderliche und gleichzeitig Unerträgliches ist nicht das Einzige, das kommen wird. Zwischen Hoffen und Bangen gibt es Gott sei Dank die Zeit, in der das zeichenhaft aufgerichtet wird, wonach sich alle Menschen sehnen, aber leider viel zu viele nur für sich selbst, für das eigene Volk beanspruchen: Recht und Gerechtigkeit. Dazwischen kommt die Zeit Jesu, der wir so viele gute Aussichten verdanken und die uns andere Bilder liefert als die üblichen Schreckensszenarien. Diese Zeit wiederholt sich dank der Auferstehung Jesu von den Toten immer dann, wenn Menschen im Geist Jesu zu leben versuchen. Sie wiederholt sich in dem, was wir Gemeinde Jesu Christi nennen. Sie wiederholt sich in der Taufe.

Seitdem Menschen an Gott glauben, seitdem sie sich als Geschöpfe des einen Gottes entdeckt haben, seitdem sie ihre Zukunftshoffnung auf Gott ausgerichtet haben, sind diese Zwischenzeiten immer verbunden mit der Hoffnung auf Recht und Gerechtigkeit. Diese Hoffnung ist in unserer Bibel nie abstrakt dargestellt. Die Hoffnung ist kein vom alltäglichen Leben losgelöster Traum. Sie ist eine Erwartung, die auf Verbesserung der Lebensumstände hier auf Erden ausgerichtet ist – verbunden mit deutlicher Kritik an den bestehenden Verhältnissen und mit einer neuen Achtsamkeit für den einzelnen Menschen – an erster Stelle für die Fremden, die Witwen, die Waisen.

Genau das können wir von Propheten wie Jeremia lernen: So radikal er mit den Königen seiner Zeit ins Gericht geht, so umfassend will er die Hoffnung auf Recht und Gerechtigkeit verstanden wissen. Darum benennt er den Namen dessen, der kommen wird, unmissverständlich:

Der Herr ist unsere Gerechtigkeit!

Dieser Name ist Programm. Und so ist es auch folgerichtig, wenn wir den Namen dessen, auf dessen Kommen wir Christen im Advent warten, den Namen Jesu, immer verbunden sehen mit Recht und Gerechtigkeit - so wie es im bekanntesten Adventslied „*Macht hoch die Tür, die Tor macht weit*“ zum Ausdruck gebracht wird:

*Er ist gerecht, ein Helfer wert;
Sanftmütigkeit ist sein Gefährt,
sein Königskron ist Heiligkeit,
sein Zepter ist Barmherzigkeit;*
EG 1,2

So ist das von Gott von Anfang an gedacht gewesen: Recht und Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Gemeinschaftssinn, Barmherzigkeit und Solidarität sollen die Existenz der Menschen auf dieser Erde bestimmen. Dass das der Inhalt all unseres Glaubens, unseres Hoffens ist, dass dies das Licht des Advents ausmacht, darüber sollten wir froh und dankbar sein, anstatt uns immer wieder damit herauszureden: so konkret hat Gott es mit der Gerechtigkeit nicht gemeint. Dass diese Gaben des Glaubens zuerst und vor allem denen abverlangt werden, die dazu aufgrund ihres Einflusses, ihres Vermögens, ihrer Fähigkeiten in der Lage sind, das entspricht auch der biblischen Botschaft. Jeremia erinnert daran, dass es Könige gegeben hat, die ihrem Auftrag gerecht wurden. Deswegen hält er dem König Jojakim das rechtschaffene Leben seiner Vorfahren als Spiegel vor:

*Hat dein Vater nicht auch gut gegessen und getrunken und es sich wohl sein lassen?
Aber er regierte gerecht, weil er sich an Gottes Weisungen hielt, und deshalb ging es ihm gut. Den Schwachen und den Armen verhalf er zum Recht, deshalb stand alles gut. „Wer so handelt, zeigt, dass er mich kennt“, sagt der Herr.*

Jeremia 22,15.16

Damit macht Jeremia klar: Unrecht und Ungerechtigkeit sind Wirklichkeiten, aber keine Zwangsläufigkeiten. Sie sind nicht unabwendbar wie Naturkatastrophen, denn sie werden von Menschen gemacht. Jeremia verweist auf die Könige, die sehr wohl ein Machtbewusstsein und einen gehobenen Lebensstandard hatten, aber dennoch gerecht regierten. Darum sollten wir uns auch klar machen: Es geht bei der Forderung nach Recht und Gerechtigkeit nicht um büßerische Askese der Reichen, sondern um eine Orientierung des eigenen Handelns an den Maßstäben Gottes, an den Maßstäben Jesu. Die Starken, die Mächtigen, die Begüterten stehen in einer besonderen Verantwortung. Warum? Weil sie von Gott mit besonderen Gaben und Möglichkeiten ausgestattet sind. Das Privileg von Reichtum, von Bildung, von Besitz ist ein Geschenk und kein Verdienst, auf das ich Anspruch hätte. Es

verkehrt sich aber in sein Gegenteil, wenn es nicht eingesetzt wird für die Menschen und für das Gemeinwohl.

So verdanken wir dem Propheten Jeremia eine zweifache Botschaft:

- Zum einen macht Jeremia deutlich, dass wir in unserem Glauben und durch die Gebote Gottes über Maßstäbe verfügen, anhand derer wir die Wirklichkeit kritisch überprüfen können und müssen (und das geht nur über Recht und Demokratie!).
- Zum andern lässt er seine Kritik einmünden in die Hoffnung:
„Der Tag wird kommen“, sagt der Herr, „an dem ich aus der Nachkommenschaft Davids einen Mann berufe ... Er wird als König verständig und gerecht regieren, weil er sich an die Weisungen Gottes hält.

Also kein eigensüchtiger, egomanischer Populist, der sich der Masse nur bedient, sondern einer, der sich an die Weisungen Gottes hält, an die universal geltenden Menschenrechte und die Würde.

An diese Botschaft möchten wir uns in dieser Adventszeit annähern. Damit stehen wir nicht vor einer unlösbaren Aufgabe, sondern damit wird bei uns eine *„Leidenschaft für das Mögliche“* herausgefordert. So hat der dänische Philosoph und Theologe Sören Kierkegaard adventliche Hoffnung umschrieben.

„Leidenschaft für das Mögliche“ ist auch eine gute Übersetzung für das, was mit dem Wort *„Ordination“* gemeint ist. Denn ohne Leidenschaft für das Wort Gottes, das in Jesus Christus Fleisch und damit zu einer realen Möglichkeit geworden ist, ohne Leidenschaft für den Inhalt dieses Wortes ist der Beruf des Pfarrers und der Pfarrerin nicht auszuüben. Vor einigen Wochen ist ein sehr lesenswertes Buch auf den Markt gekommen: *„Martin Luther, mein Vater und ich“*. Geschrieben hat dies Georg Diez, SPIEGEL Journalist und Sohn eines Pfarrers. Diez setzt sich kritisch mit der Persönlichkeit Luthers auseinander und versucht darüber einen neuen Zugang zu seinem Vater zu finden, dessen berufliche Tätigkeit er als Kind und Jugendlicher nie richtig verstanden hat. In der Mitte des Buches macht er sich Gedanken über die lutherische Ausprägung des Pfarrerberufes. Diez schreibt:

Luther „schuf diesen Beruf, der Prediger im eigentlichen Sinn, der Pfarrer, der sich vor die Gemeinde stellt und genau das tut, was eigentlich nicht nötig ist, so Luther, nicht nötig sein sollte: Er erklärt Gott, eröffnet Gott und bezieht seinen Stolz und sein Selbstbewusstsein daraus.“

Diez hebt hier ab auf das Priestertum aller Gläubigen und legt einen Widerspruch offen: Eigentlich machen wir Pfarrer nichts, wozu nicht auch jeder andere Christ berechtigt und in der Lage wäre. Warum aber dann dieser herausgehobene Beruf mit all den Sonderrechten, aber auch den Gehorsamsforderungen, die Diez sehr kritisch als Freiheitsberaubung sieht. Das ist gar nicht so weit hergeholt, wenn ich daran denke, dass bis heute in Sachsen Vikare selbstständig keine Abendmahlsfeier durchführen dürfen. Was aber unterscheidet den evangelischen Pfarrer von jedem anderen Christenmenschen wirklich? Nichts – außer dass er

öffentlich wirken muss, ihm Qualität abverlangt wird und er für seine Tätigkeit bezahlt wird. Bezahlt wird er aber nicht, um ein gehorsam funktionierendes, willfähiges Rädchen im Getriebe einer Institution zu sein, sondern um die *Leidenschaft für das Mögliche* zu wecken und auszuüben, die sich aus der biblischen Botschaft speist; um das prophetische Wächteramt wahrzunehmen, um die Freiheit des Glaubens leben zu können. So verstehe ich „Ordination“.

Aber damit ist klar: Ja, als Pfarrerinnen und Pfarrer leben wir in einem Spannungsverhältnis: auf der einen Seite nichts Besonderes zu sein, auf der anderen Seite das „Amt“ mit seinen Rechten und Pflichten auszufüllen. Doch wie, wofür, für wen setzen wir unsere relativ gesicherte Existenz ein? Sehen wir uns als „Funktionäre“, Kirchenbeamte, die einem Apparat dienen, oder sehen wir uns in einer Art Stellvertreterposition: in der Christengemeinde frei und unabhängig predigen und agieren zu können, um mit der *„Leidenschaft für das Mögliche“* auf das hinzuwirken, was uns allen verheißen ist: Recht und Gerechtigkeit. Wenigstens die, die jetzt möglich ist, und wenigstens diese für die einklagen, einfordern, die das jetzt nicht können, und die, die es können, an ihre Verantwortung erinnern, indem wir auf das Kommen Jesu hinweisen, es feiern, uns darauf freuen und dafür brennen – gerade in der Advents- und Weihnachtszeit.

So werden wir hoffentlich alle von der *„Leidenschaft für das Mögliche“* ergriffen und praktizieren in diesem Sinn das Priestertum aller Gläubigen – wenn wir durch die erwartungsvolle Zeit des Advents gehen und leidenschaftlich all das als möglich erachten, was der Name des Königs zum Ausdruck bringt, auf den wir hoffen:

Der Herr ist unsere Gerechtigkeit.

Lasst uns also uns leidenschaftlich beteiligen an der 58. Aktion „Brot für die Welt“, an dem so wichtigen Kampf für die Demokratie, die andere Seite der Medaille „Gerechtigkeit“, an einem ungeteilten Europa des Friedens, an einem solidarischen Miteinander zwischen uns so unterschiedlichen Menschen in unserer Gesellschaft. Lasst uns in dieser Leidenschaft und mit Freuden auf das Weihnachtsfest zugehen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Christian Wolff, Pfarrer i.R.

www.wolff-christian.de

info@wolff-christian.de